

Whakatane:

Zu Besuch in einem Haus,
das nach Hause kam,
und auf einer Insel,
wo Vögel vom Himmel fallen



Die „Lady on the rock“ an Whakatanes Hafeneinfahrt stellt die Maori-Helding Wairaka dar

Whakatane ist einer jener Orte, wo Kiwis Urlaub machen, der aber von internationalen Touristen kaum beachtet wird. Dabei kann man hier viel von dem, was Neuseeland so besonders macht, komprimiert erleben: einen Lebensstil etwa, der noch entspannter scheint als im Rest des Landes. Lange, feinsandige Strände, an die recht warme Wellen schlagen. Maori-Kultur, authentisch und zum Anfassen. Gute Restaurants, die mit Produkten aus der Region kochen. Viele Aktivitäten und Ausflüge – vom Hangi bis zum Besuch der geschützten Whale Island. 360° Neuseeland-Autorin Julia Schoon ist gerade voller Eindrücke aus Whakatane zurückgekehrt.

Die Geschichte des Ortes beginnt vor etwa 700 Jahren mit einer mutigen Frau: Toroa, ein Maori-Krieger, brachte damals seine Familie von *Hawaiki* in das Land der langen weißen Wolke. Sein „waka“, das mächtige Kanu, landete in der Bay of Plenty, einem der ersten Orte im Land, die von den Maori besiedelt wurden. Während die Männer für einen Erkundungsgang an Land gingen, blieben die Frauen am Strand zurück. Plötzlich wurde das Waka abgetrieben – und die Frauen mussten hilflos zusehen, denn die Tradition verbietet es ihnen, die Boote zu steuern.

Eine mutige junge Frau jedoch – Wairaka ihr Name, die Tochter des Oberhaupts – setzte sich über das Tabu hinweg. Sie ergriff das Paddel und schrie ein Gebet in den Wind: „*Kia whaka tane au i ahau!*“ Übersetzt heißt das so viel wie „Gib mir die Kraft eines Mannes!“ Es gelang ihr, das Boot an den Strand zurückzubringen. Ihr zu Ehren wurde die Siedlung, die dort entstand, Whakatane genannt.

Gerade war ich zum dritten Mal dort, doch diese Geschichte kannte ich noch nicht. Was schlicht und ergreifend daran liegt, dass die Besuche Nummer eins und zwei eher kurze Stopps zum Einkaufen und Auftanken waren, bevor es weiterging in die Bay of Plenty und zum East Cape. Diesmal jedoch bin ich kopfüber eingetaucht und habe eine Kleinstadt erlebt, die gerade mal 15 000 Einwohner (davon rund 40 Prozent Maori), aber unglaublich viel zu bieten hat. Es ist einer jener Orte, an denen man mühelos das echte Neuseeland erleben kann – wenn man nur ein bisschen Zeit und Offenheit mitbringt.



Whakatane liegt am gleichnamigen Fluss, der hier ins Meer mündet

Nur sehr wenige Besucher dürfen auf die Vogelschutzinsel Moutohora

Das erste Mal begegnet mir die mutige Wairaka als Bronzestatue auf dem Turuturu Rock, einem Felsen am Ende der steinernen Mole, die den kleinen Hafen von Whakatane schützt. Während wir an ihr vorbei auf dem Whakatane River ins offene Meer tuckern, hören wir Wairakas Geschichte in Kurzform.

Der Fokus unserer Expedition an diesem Abend liegt nämlich nicht auf der Historie, sondern auf der Flora und Fauna der Gegend: Wir sind auf dem Weg nach Whale Island. Das ist eine kleine Insel, etwa eine halbe Stunde mit dem Boot entfernt, auf der 168 000 „mutton birds“ (Sturmtaucher) und sechs „brown kiwis“ leben. Seit 1989 wird sie als Schutzgebiet vom Department of Conservation verwaltet und ist inzwischen frei von Raubtieren, die den einheimischen Vögeln gefährlich werden könnten – also Ratten, Katzen, Possums oder Wiesel.

Unsere Tour beginnt allerdings nicht auf dem kleinen Boot, das maximal 15 Personen für eine vierstündige Exkursion auf die Insel bringt, sondern in einem Wohnwagen. Einem schon etwas in die Jahre gekommenen und nicht unbedingt geräumigen Wohnwagen. Es ist also ein bisschen kuschelig, als ich mit einem weiteren Tour-Teilnehmer zu Patrick, unserem Guide, hineinsteige und er die Tür hinter uns schließt.

„Wenn gleich eine Ratte aus eurer Tasche springt, soll sie ja nicht entkommen“, sagt er. „Das hatten wir alles schon.“ Ich bin mir nicht sicher, ob er scherzt. Aber es ist alles okay mit meinem Rucksack – ich darf Kamera, Extrapulli, Regenjacke und Wasserflasche wieder einpacken.

Wenig später nähern wir uns mit schäumender Bugwelle Whale Island – Moutohora in der Sprache der Maori –, während das letzte Tageslicht spektakulär hinter dem Horizont verschwindet. Als wir die Insel erreichen, habe ich das Gefühl, in einer anderen Zeit gelandet zu sein.

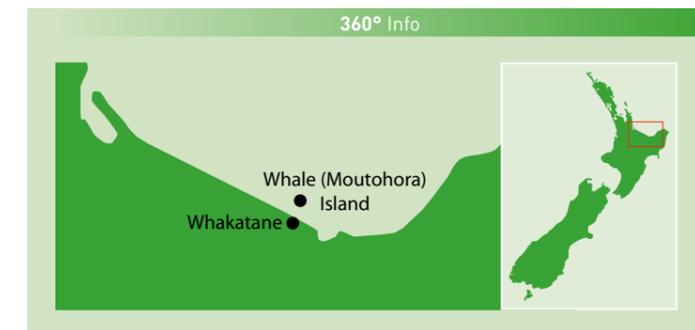
Riesige, knorrige Pohutukawa-Bäume krallen sich in die zerklüftete Felswand, die den Großteil der Küstenlinie ausmacht. Fremdartiges Vogelgeschrei ist zu hören. Es würde mich nicht überraschen, wenn ein Dinosaurier aus dieser urwüchsigen Kulisse gestapft käme. Wir sehen aber nur See-



Felsen, knorrige Pohutukawas, Robben – so begrüßt uns Whale Island

hunde, die hier und dort auf den Felsen liegen. Ein paar haben träge den Kopf, als das Boot vorbeigleitet.

Wir fahren ein Stück um die Insel herum und ankern schließlich vor einer sandigen Bucht. Hier müssen wir die Schuhe ausziehen, Hosen hochkrempeln, über den Bug ins flache Wasser steigen und ans Ufer waten.



ESSEN GEHEN: EMPFEHLUNGEN DER AUTORIN

„PeeJays Café at White Island Rendezvous“ (Whakatane): gute Auswahl an kleinen Gerichten aus der Vitrine oder auf Bestellung frisch zubereitet – lecker, gesund und schön anzusehen. Dazu gesunde Säfte, z. B. die in Whakatane hergestellten „Soul Organics“, und Limos. Geöffnet für Frühstück und Lunch. Im selben Gebäude können auch Touren nach Whale Island und White Island gebucht werden. 15 The Strand East, Tel.: 07-308 9589



Gesunde Leckereien in „PeeJays Café“

„Soulsa“ (Whakatane): das womöglich beste Restaurant der Stadt. Chef Yono Marr holt aus seinen frischen und oft lokalen Produkten das Beste heraus. Unbedingt reservieren. 126 The Strand, Tel.: 07-307 8689

„Fisherman’s Wharf Café“ (Ohope): frische, saisonale Küche und ein wunderbarer Blick über die Bucht mit dem kleinen Yachthafen. Inhaber Tom Maguire hatte bereits zwei Cafés, als er diesen Ort bei einem Familienbesuch entdeckte und erzählt mit typischem Kiwi-Humor: „Der Ausblick hat mich völlig umgehauen ... und als ich wieder aus der Ohnmacht erwachte, trug ich eine Flasche Pinot Gris zu einem Tisch und nahm die Bestellung auf.“ 340 Harbour Rd, Tel.: 07-312 4017, www.facebook.com/fishermanswharfcave

„Chez Louis“ (Ohope): Am Morgen grüßt hier Frankreich mit frisch-gebackenen Croissants und Pain au chocolat; abends Gourmet-pizza aus dem Holzofen. 63 Pohutukawa Ave, www.facebook.com/ChezLouisWoodfirePizzas

„Fleur’s“ (Moeraki, Südinsel): Hier wird „mutton bird“ serviert! 169 Haven St, Moeraki Village, Tel.: 03-439 4480

WEITERE AKTIVITÄTEN IN UND UM WHAKATANE

In der „sunshine capital of NZ“ kann man mit Delfinen schwimmen, tauchen, Kayak fahren, sich mit dem Bodyboard ins warme Wasser stürzen, Stand-up-Paddeln, Angeln, Wandern, Ausstellungen besuchen und am elf Kilometer langen Strand von Ohope entlangspazieren, der kürzlich zu „NZ’s most loved beach“ gewählt wurde. Von Whakatane starten auch die Ausflüge per Boot oder Helikopter nach White Island. Alle Adressen und Termine auf www.whakatane.com



Fliegen und schwimmen können die „mutton birds“ ...

Ein geschützter Vogel, der auch gegessen wird

Ich bin alles andere als eine Ornithologin. Aber die Aussicht, eine unbesiedelte Insel mit seltenen Vögeln und Pflanzen erkunden zu dürfen, hat mich sofort gereizt, zumal nur eine sehr begrenzte Zahl von Besuchern auf Moutohora erlaubt ist.

Skurrilerweise habe ich ein Exemplar der geschützten Inselbewohner auf meiner letzten Neuseeland-Reise verspeist: In einem hochgelobten Restaurant in Moeraki Village steht hin und wieder „mutton bird“ auf der Karte und da ich sehr neugierig bin, habe ich ihn probiert. Nur sehr wenige Maori-Familien dürfen diese Vögel jagen, sagte man mir dort. Aber da er nicht gerade nach Hühnchen schmeckt, sondern intensiv nach Sardelle, vermute ich, dass er ohnehin nicht den Massengeschmack trifft ... Auch auf Whale Island dürfe der „mutton bird“ gejagt werden, erzählt Patrick, während ich ihm auf einem schmalen Pfad durch dichten Wald folge. Allerdings nur an zwei Tagen im Jahr und insgesamt höchstens 200 Küken. „Das wird vor allem erlaubt, um die Kultur zu bewahren.“ Für die Population von 168 000 Tieren ist das vermutlich zu verkraften.

Wir erreichen die Sulphur Bay, die so heißt, weil sie an der Mündung eines Tals mit geothermaler Aktivität liegt. Patrick steckt ein Thermometer in den Boden: Die heiße Quelle unter dem Sand jagt es auf 86° Celsius hoch. „Das reicht für ein warmes Bad in der Brandung.“

Es ist Mai, also Winter, deshalb ist keinem in unserer Gruppe nach einem kurzen Bad im Meer. Stattdessen laufen wir mit gesenkten Köpfen langsam über den Sand und entdecken überall kleine, blubbernde Löcher, in denen das Wasser kocht. Jetzt wird mir klar, warum wir nicht direkt in dieser Bucht an Land gewartet sind.

Etwas fünfzig Meter weiter hinten geht der Strand in Geröll über. Durch eine Schneise laufen wir ein Stück in ein Tal hinein und plötzlich haben die Felsen einen fahlen Gelbton. Schwefel! „Wer von euch war schon auf White Island?“ Zwei, drei Hände heben sich – wenig überraschend, denn die Exkursionen auf die Vulkaninsel starten ebenfalls von Whakatane. An uns andere gewandt, sagt Patrick: „Dort sieht es überall so aus.“

Langsam wird es dämmerig. Höchste Zeit, auf den Inselrücken zu steigen. Dort dürfen wir ein Spektakel miterleben, das sich hier jeden Abend abspielt, aber das man kaum glauben mag, wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Aber-tausende „mutton birds“ kommen mit Einbruch der Dunkelheit auf die Insel zurück, um in ihren Erdhöhlen auszuruhen.

Die dunkelgrau-braunen Vögel haben Ähnlichkeit mit kleinen Möwen und können exzellent und ausdauernd fliegen. Nur das Landemanöver beherrschen sie nicht. Wenn es darum geht, wieder nach unten zu kommen, klappen sie einfach ihre Flügel an den Körper – und Sturzflug.

In den Baumkronen kracht es: wieder eine Bruchlandung

Auf dem Weg nach oben deutet Patrick mit dem Lichtkegel seiner Taschenlampe auf einen Baum, in dessen Astgabel ein „mutton bird“ bis zu den Schultern feststeckt. Der Anblick ist so skurril, dass wir trotz des toten Tieres schmunzeln müssen. Es gehört schon sehr viel Ungeschick zu einer derart dämlichen Landung. Unweigerlich fragen wir uns, warum diese Vogelart eigentlich noch nicht ausgestorben ist?

Auf dem Inselrücken angekommen, verteilt Patrick Baustellenhelme, bevor wir uns auf eine exponierte Stelle setzen dürfen, um die Rückkehr der Tollpatsche zu erleben. Hinter uns: der Wald, in dem es immer wieder kracht, wenn ein „mutton bird“ in eine Baumkrone donnert. Vor uns, hundert Meter tiefer: das Meer. Und über uns: das konstante Flattern und Rauschen von hunderten, nein tausenden Flügeln.

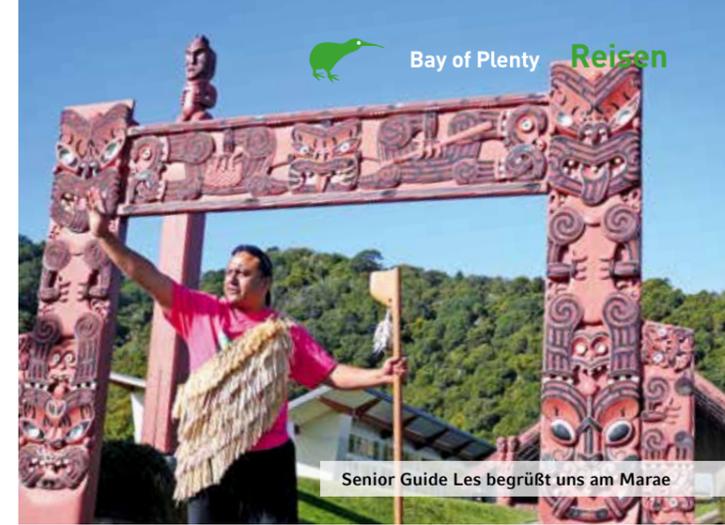
Kurz lege ich mich auf den Rücken, um besser in den Himmel blicken zu können – und zucke zusammen, als ich einen Lufthauch spüre. Das war verdammt nah! Und ich habe den Vogel nicht mal kommen sehen. Eine Bruchlandung auf mir muss ich nicht unbedingt haben.

Dann gibt uns Patrick ein Zeichen: Er hat einen „mutton bird“ im Gras entdeckt. Regungslos sitzt das Tier im Lichtkegel, als sei es sich noch nicht ganz sicher, ob es seinen Absturz tatsächlich überlebt hat.

Als wir im Licht unserer Taschenlampen auf dem schmalen Waldpfad zurück zum Boot laufen, hören wir es links und rechts und über und hinter uns immer wieder in den Baumkronen krachen. Einmal trete ich fast auf einen Vogel, der mitten auf dem Weg sitzt und einfach nur hektisch atmet. Nur eines hören wir an diesem Abend nicht: den Ruf eines der sechs auf der Insel ausgewilderten Kiwis. Seufz.



... nur landen nicht. Dieser hat es zum Glück geschafft



Senior Guide Les begrüßt uns am Marae

Das Haus, das nach 130 Jahren nach Hause kam

Die ausführliche Geschichte der mutigen Wairaka höre ich dann am nächsten Tag: Sie wird mir im örtlichen Marae erzählt, und zwar so schön, wie das nur ein Volk kann, dessen Geschichten seit Jahrhunderten mündlich überliefert werden. Als Tüpfelchen auf dem i haben Künstler aus Wellington eine sehr gelungene Multimediashow geschaffen, die die Sage visualisiert, während ich in dem 140 Jahre alten, wunderschön geschnitzten Versammlungshaus sitze.

Begonnen hat die „Maori Experience“ damit, dass uns Les, ein „senior guide“ des Marae, vor dem Tor begrüßt und das Protokoll erklärt hat, das mit dem Betreten eines Marae verbunden ist. Denn in das Versammlungshaus eines Stammes spaziert man – auch heute noch – nicht einfach so herein. Deshalb sind wir vorbereitet, als uns ein Krieger tänzelnd auf dem Weg entgegenkommt, der das Gesicht zur Fratze verzieht und mit einem beeindruckenden Speer herumfuchelt. Vor dem Ersten in unserer kleinen Gruppe wirft er schnaufend und Augen rollend etwas zu Boden. Unser für den Moment ernannter Anführer bückt sich, hebt es auf – und hat damit die zeremonielle „warrior challenge“ bestanden.

Der Krieger läuft zurück zum Haus, vor dessen Tür jetzt eine Frau mit lauter, schriller Stimme zu singen beginnt: „Haere mai. Haere mai.“ Obwohl wir die Worte nicht verstehen, machen ihre Gesten deutlich: Tretet näher, kommt herein.

Langsam nähern wir uns dem Versammlungshaus, dessen Giebel und Eingangsbereich mit Schnitzereien verziert ist. 140 Jahre alt ist das Haus – doch den größten Teil dieser Zeit reiste es durch die Weltgeschichte, und zwar gegen den Willen des Stammes, dem es gehört. Zuerst wurde es in Australien und London ausgestellt, dann landete es im Museum of Otago und dort wäre es womöglich auch geblieben, hätte es nicht 1996 eine geradezu historische Chance gegeben, es zurückzuholen. Damals bot das Kultusministerium dem Museum eine größere Summe für Renovierungsarbeiten. Um diese durchführen zu können, musste Platz geschaffen werden.

360° Autor: Julia Schoon



2006 hat Julia Schoon ihr Herz an Neuseeland verloren: Damals backpackte sie sechs Monate durchs Land. 2010 kam sie für drei Wochen wieder und 2013/14 kreuzte sie ein halbes Jahr mit Freund und Baby über Nord- und Südinsel. Zuletzt war sie 2015 auf Kurzbesuch in NZ. Auf www.jaegerdesverlorenenschmatzes.de bloggt die Autorin über ihre kulinarischen Reiseabenteuer aus Neuseeland – und nimmt Sie mit hinter die Kulissen des Marae in Whakatane!



Prächtige Schnitzereien ver-
zieren das Marae draußen ...



... und drinnen. Hier mit Stammesoberhaupt Pouroto Ngaropo



Sehenswert: die Multimediashow im Marae

Pouroto Ngaropo trägt einen Anzug zum „moko“ – und lächelt

Auf unzählige Schiffscontainer verteilt, kam das Marae 1998 nach Whakatane zurück und hieß fortan „the house that came home“. Aber erst 2010 wurde es wieder aufgebaut, denn niemand wusste noch, wo es vor so langer Zeit gestanden hatte. Das erzählt uns Pouroto Ngaropo, der uns im gut geschnittenen schwarzen Anzug und weißen Hemd begrüßt und dabei lächelt. Beides steht in starkem Kontrast zu seinem „moko“, der traditionellen Tätowierung, die sein gesamtes Gesicht bedeckt. Eine solche Tätowierung muss sich ein Maori-Krieger durch Tapferkeit und besondere Fähigkeiten verdienen. Es ist noch gar nicht lange her, da tat man gut daran, Trägern eines solchen „moko“ aus dem Weg zu gehen.

Pouroto Ngaropo ist nicht nur das Oberhaupt des Maori-Stammes Ngati Awa, dessen Gebiet die östliche Bay of Plenty ist und zu dem 20 000 Menschen und 22 Unterstämme gehören. Er ist auch kultureller Berater des Marae, wenn es um die touristische Nutzung geht, und erzählt interessierten Menschen wie mir mit Leidenschaft von der Geschichte seines Volkes.

Mittlerweile nutzt der Stamm das Versammlungshaus nicht nur für alle erdenklichen Veranstaltungen, sondern heißt hier auch Touristen willkommen. Die dürfen durch den „forest of knowledge“ spazieren, der die Sagen und Geschichten der Ngati Awa erzählt. Oder sie erleben wie ich eine komplette „cultural experience“.

Mein Besuch endet mit einem gemeinsamen Essen in dem großen, modernen Gebäude neben dem Versammlungshaus. Wir essen Hühnchen und Schweinebauch, Wasserkresse, Kumara, Kartoffeln, Kürbis, auf der halben Schale gegrillte Grünlippenmuscheln mit Brot und zum Nachtisch einen ziemlich sahnigen Kuchen.

Zwar ist es kein traditionelles Hangi, denn das Essen wurde nicht in einer Erdgrube, sondern in einem zylinderförmigen Edelstahlbehälter dampfgegart – ein modernes Hangi, wie es inzwischen viele Maori-Familien nutzen. Denn das riesige Feuer, das für ein traditionelles Hangi in der Erdgrube entfacht werden muss, stellt mitten in einer Ortschaft eine nicht zu unterschätzende Brandgefahr dar. Und was soll ich sagen: Es schmeckt richtig gut. Das ist doch schließlich die Hauptsache. ■



Modernes Hangi